

Unterhaltungs = Blatt

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung No. 32.

Freitag, den 21. April 1820.

Theodorich's, des Königs der Ostgothen Abscheu vor dem Zweikampf.

(Eingesandt.)

Ein trauriges Überbleibsel der zügellosesten Barbarei und der rohesten Sitten, ist wohl unstreitig das Duell oder der Zweikampf. Man muß erstaunen, wie es hie und da Menschen von Bildung und gesundem Verstande, in unsern aufgeklärten Zeiten, wo das Eigenthum eines jeglichen, durch die zweckmäßigsten Gesetze, die in dem Tempel der Themis von weisen Männern bewacht werden, geschützt wird, nur einfallen kann, mit dem Degen oder der Pistole in der Hand, sich über zugesügte Beleidigungen, durch den sogenannten Ehrenkampf, eigenmächtig Satisfaction zu verschaffen.

In den finstern Zeiträumen des Alterthums, wo die Begriffe von Recht und Unrecht noch so sehr schwankend und irrig waren, fanden die Zweikämpfe allerdings unter den Völkern häufig statt. Insbesondere stiegen sie im Mittelalter zur Allgemeinheit empor. — Die Menschen, die sich im Zweikampfe schlugen, thaten dieß nicht nur mit der größten Herzhaftigkeit, sondern auch mit dem größten Vergnügen. Keine der Nationen aber hatte an dergleichen Schlägereien vielleicht einen so mächt-

gen Gefallen, als die der Longobarden. Ein Duell in ihrer Mitte, gab ihnen ein förmliches Fest der größten Freude und Unterhaltung ab. Der Anblick, wie sich die Kämpfenden recht blutig herumschlugen und rausten, gewährte ihnen eine himmlische Wonne.

Doch in eben der Zeitpoche — was in der That eine merkwürdige Erscheinung ist — in welcher die blutigen Zweikämpfe so beliebt und ganz an der Tagesordnung waren, gab es einen Fürsten, welcher an denselben den größten Abscheu hatte. Jener Fürst war Theodorich, König der Ostgothen. Aus dem Grunde seiner gerechten Verabscheuung einer die Menschenwürde so sehr entehrenden Sitte, verboth er auch seinen Gothen, dem rasenden Geiste der Duelle zu huldigen. Sie gehorchten ihm, und während der ganzen Zeit seiner Regierung hörte man daher unter ihnen nichts von dergleichen Mauthereien.

Mit dem heilsamen Resultate seiner bessern Einsichten von Seiten der Duelle wollte Theodorich auch andere benachbarte Völker bekannt machen. Merkwürdig sind unter andern seine Worte, die er in dieser Hinsicht zu den Pannoniern, die sich auch gerne in den Zweikämpfen herumzubalgen pflegten, gesprochen hat. Er sagte: „Warum ergreift ihr, Freunde, die Waffen, wenn euch zu ihrem Gebrauche nicht ein Feind die veranlassende Aufforderung gibt? — O wie schändlich und entehrend ist das Benehmen, vorzüglich gegen eure Blutsfreunde und Anverwandte, wenn ihr im Zweikampfe, mit bewaffnetem Arm, kühn auf sie los schlagen könnet! Erwägt doch, ist es nicht vielmehr eine der vorzüglichsten

Pflichten, für dieselben, wenn sie mit ihren Gütern in Gefahr gerathen, auf dem Felde der Ehre und des Ruhms das Leben zu wagen? Erwägt und bedenket ferner, ich bitte euch, warum wäre dem Menschen die Zunge gegeben worden, wenn es vernünftig und erlaubt seyn würde, sich mit dem Schwerte in der Faust, bei jeder Beeinträchtigung seiner Rechte, selbst das Urtheil zu fällen? — Oder, wie kann man behaupten, der beglückende Friede herrsche dort, wo man in dem Schatten seiner grünenden Palme sich unsinnig herumschlägt? Blickt doch auf meine Gothen hin, und wenn ihr einen Sinn für das Gute anderer Nationen habt, so ahmt sie in ihrem Betragen gegen die heillosen Zweikämpfe nach. Außerhalb der Gränzen meines königlichen Gebietes, wie euch dieß selbst bekannt ist, sind sie gar sehr tapfere Krieger, die aus den Gefilden der Schlacht immer mit Ehrenwunden bedeckt, zurückkehren; an ihren väterlichen Herden aber leben sie recht ruhig, sie vermeiden alle Schlägereien und begegnen einander auf das sanftmüthigste.“

So erklärte sich Theodorich der Weise in Bezug auf den Unfug der Zweikämpfe in einer Zeit, wo jedermann von der Meinung überwältigt gewesen war, auf Kosten seines starken Armes, sich Recht und Gerechtigkeit verschaffen zu können. Unverkennbar leuchten aus seinem an den Tag gelegten Urtheil hierüber die helleren Begriffe hervor, die er von wahrer Nationaleultur hatte. Er fühlte es nur zu wohl, daß eine solche Rauf- und Balggewohnheit, unmöglich ein gut civilisirtes Volk ehren und von seinem Bestreben nach höherer Vervollkommnung zeugen könne. Daher hatte auch keine Nation,

selbst im Alterthum, die nur auf einigen Stufen von Bildung sich befand, das Duell, bei gesetzwidrigen Handlungen und Eingriffsfällen in fremdes Eigenthum, als den Schiedsrichter angesehen. Zum wenigstens die vor vielen Völkern mehr gebildet gewesenen Griechen und Römer wußten nichts davon. *) Das Duell, als eine Geburt der Barbarei, gehört eigentlich nur den rohesten Menschenverein an. —

Die stattgefundenen Duelle hatten in der Folgezeit unter der schirmenden Uagide des Aberglaubens, zu unzähligen Mißbräuchen Anlaß gegeben. Mehrere heidnische Völker, wie Livius erzählt, hatten die Gewohnheit, vor dem Beginnen des Zweikampfs, ihre Götter um Beistand anzurufen, wie dieß unter andern, nach seinem Berichte, einst zwei Brüder, die in ihrer Geburtsstadt über das Recht der Oberherrlichkeit stritten, gethan und ausgerufen haben sollen: „Der Gott Mars mag in unserm Zweikampf der Schiedsrichter seyn!“ Dieser Gebrauch ward bald auch von den christlichen Völkern bei ihren

*) Das von den Römern herkommende Wort Duellum, stößt auf keine Art die aufgestellte Behauptung um; denn ihnen deutete dasselbe mit nichten einen Zweikampf nach unsern Begriffen, sondern den Krieg an. Zweikämpfe fanden wohl auch unter ihnen statt, aber nur in Kriegszeiten, wenn sich nämlich zwei tapfere Streiter an der Spitze der aufgestellten Kriegsheere, mit Bewilligung ihrer Obern, und zwar aus der Absicht halgten, um die Krieger auf die bald zu beginnende Schlacht vorzubereiten und ihnen Muth einzufloßen.

Zweikampfsſpectakeln nachgeahmt. Man fing an, unter den lächerlichſten Ceremonien, den Einfluß der Stärke Gottes bei den Duellanten zu behaupten. Die ſchrecklichen Folgen, die aus dieſer irrigen Feſtſetzung entſpringen mußten, kann man ſich leicht vorſtellen. Trat einer der Kämpfenden aus den Schranken des Kampfplatzes als Sieger hervor, und er mag gleich der Schuldige geweſen ſeyn, den das Brandmal der größten Schandbarkeit und des offenbarſten Unrechts bezeichnete, ſo hieß es doch von ihm: Gott war mit ihm; Gott hat ihn beſchirmt und ihn im Kampfe, ſeiner Unſchuld wegen, erhalten. Hieraus entſtanden nach und nach die ſogenannten Ordealien oder Gottesurtheile, die der Bildung und Aufklärung der Völker lange, mit ihrem gewaltigen Heer von Vorurtheilen hinderlich und ſchädlich geweſen waren.

Einige Notizen aus dem Leben Garrick's.

David Garrick, einer der größten Schauspieler, deſſen ſich die Bühne je erfreut hat, ward den 28. Febr. 1716 zu Hereſford geboren, wo ſein Vater, Hauptmann bei der engliſchen Infanterie, auf Werbung lag. Seine urſprünglich normanniſche Familie, welche la Garigue hieß, hatte ſich zur Zeit des Edikts von Nantes nach England geflüchtet.

Garrick's Talent für die Schauſpielkunſt entwickelte ſich frühzeitig. In den Schulwiſſenſchaften machte er weniger bedeutende Fortſchritte, obgleich er dem Unterricht des gelehrten Johnson's übergeben ward; eben ſo wenig fand er bei ſeiner lebhaften Phantaſie Geſchmack an dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, für welche ſein

Vater ihn eigentlich bestimmt zu haben schien. Als er im zwanzigsten Jahre seinen Vater verlor, der wenig Vermögen hinterließ, begab er sich zu einem Oheim nach Lissabon, von dem er mit offenen Armen aufgenommen ward, und bei welchem er einige Zeit auf dem Comptoir arbeitete. Bald aber kehrte er in sein Vaterland zurück, unternahm mit einem seiner Brüder einen Weinhandel, gab auch diesen wieder auf, und begann im Sommer 1741 die Laufbahn, für welche die Natur ihn eigentlich bestimmt hatte. Er ward Mitglied einer sich bildenden Schauspielergesellschaft, und trat zuerst in Ipswich unter einem angenommenen Namen in der Rolle des Abban, im Trauerspiele *Dronoso*, auf.

Der Beifall, den er einerntete, war allgemein, und bald sah man ihn mit gleichem Erfolge im Trauerspiele wie im Lustspiele, ja sogar in den Farcen auftreten, in welchen er die Rolle des Harlekin übernahm. Der Ruhm, welchen er sich durch sein meisterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete sich bald nach der Hauptstadt, und er spielte nunmehr wechselsweise in London und Dublin, bis er im Jahre 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drurylane-Theaters, nebst der Erneuerung des Privilegiums, käuflich an sich brachte und die Direction übernahm. Einige Jahre darauf verheirathete er sich mit der berühmten Tänzerinn *Bioletti*, begab sich später eine Zeitlang auf Reisen und betrat die vaterländische Bühne dann wieder mit noch immer größerem Beifall bis zum Jahre 1776.

Auf diesen Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland beschäftigte er sich vorzüglich damit, die ver-

schiedenen Schaubühnen dieser Länder zu besuchen und das Vorzügliche derselben für seine Kunst zu benützen. An den Höfen ward er mit der größten Auszeichnung aufgenommen; man bewunderte vorzüglich auch an ihm sein ausgezeichnetes Talent in der Pantomime. Er hatte es völlig in seiner Gewalt, alle Leidenschaften auf das Wichtigste auszudrücken, und konnte mit einer unglaublichen Schnelligkeit von der Wuth zur Freude, vom Zorn zur Sanftmuth, von der Einfalt zur Lebhaftigkeit übergehen. Oft declamirte er vor Personen, welche kein Englisch verstanden, Stellen aus verschiedenen Rollen, und erregte in ihnen durch seine Mimik und den Ton seiner Stimme alle Gefühle, welche die Seele bewegen, ohne daß sie ein Wort verstanden von dem, was sein Mund sprach. Wie genau er aber auch an Andern den Ausdruck der Leidenschaften kannte und beobachtete, beweist folgende Anekdote von ihm: „Sie haben,“ sagte er einst zu einem französischen Schauspieler, die Rolle des Trunkenen mit vieler Wahrheit und dabei mit Anstand gespielt, nur, wenn sie mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen, war Ihr linker Fuß zu nüchtern.“

(Der Beschluß folgt.)

Manigfaltigkeiten.

Der bekannte Theologe Justus Jonas, Zeitgenosse und Freund Luthers, stammte aus Nordhausen, wo sein Vater Bürgermeister war. Als letzterer von der Pest befallen wurde, legte er auf die Pestbeule eine Zwiebel auf, die er nachher, als sie von der Hitze trocken gewor-

den, unter die Bank warf. Der junge Jonas fand die Zwiebel und verzehrte sie, ohne Schaden für seine Gesundheit.

Ein gewisser Georg Strube, Diakonus zu Havelberg, kaiserlicher belorbeter Poet und Mitglied der Schwanengesellschaft an der Elbe in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ist Urheber folgender, noch jetzt in Ober- und Nieder-Sachsen sehr bekannten Verse:

Trespen, Madel, Bogelwicken

Muß der Herr mir nicht mehr schicken.

Gottes Wort ich lehre rein,

So muß auch mein Brodforn seyn.

Erasmus von Rotterdam, bekanntlich ein furchtsamer und ziemlich bescheidener Mann, führte gleichwohl den etwas kecken Wahlspruch: Cedo nulli. (Ich weiche Niemanden.)

Ein freigelassener Sklave legte dem griechischen Philosophen Aridices die spießfündige Frage vor, warum von schwarzen und weißen Bohnen Mehl von einerlei Farbe würde, worauf dieser treffend entgegnete: warum von schwarzen und weißen Peitschen einerlei Flecken würden?

Den Prediger zu Nürnberg, Johann Fabricius den Jüngern, gest. 1676, rührte der Schlag auf der Kanzel, als er eben die Worte, Sirach 37, 28.: „Ein jeglicher hat eine bestimmte Zeit zu leben,“ erklären wollte.

Der berühmte Jurist Franz Balduin wechselte mit dem Religionsbekenntniß sehr oft, denn er war in seinem Leben einmal Lutheraner, dreimal Reformirter und viermal Katholik.